

DAS BUCH

Zehn Erdenjahre sind seit Thomas Covenants Aufenthalt im Land vergangen; nach den Ereignissen in *Die Macht des Rings* lebt der Leprakranke als Ausgestoßener auf der Haven-Farm und schreibt Romane. Nur sein Arzt Dr. Berenford weiß, dass Covenants Exfrau Joan zu ihm zurückgekehrt ist. Doch Joan, die sich einer Sekte angeschlossen hat, scheint wahnsinnig geworden zu sein und giert nach Covenants Blut. Berenford weiß sich keinen Rat mehr und bittet die junge Ärztin Linden Avery um Hilfe.

Als sie sich Thomas Covenant zu nähern versucht, überschlagen sich die Ereignisse. Ein alter Mann in brauner Robe erscheint wie aus dem Nichts, und es gelingt ihr nur mit Mühe, ihm das Leben zu retten; Covenant aber weist ihre Hilfe barsch zurück. Linden, die selbst mit den Geistern ihrer Vergangenheit ringt, gibt nicht auf. Als sie noch einmal zur Haven-Farm fährt, muss sie mit ansehen, wie Joan aus Covenants Haus geraubt wird und in einer martialischen Zeremonie geopfert werden soll. Als er sie retten will, wird Covenant schwer verletzt, und als Linden ihm zur Hilfe eilt, werden beide in das Land gerissen.

Dort sind in Covenants Abwesenheit mehrere Jahrtausende vergangen, und der Verächter ist zu neuer Macht gelangt. Wieder versucht er, sich Covenants wilde Magie anzueignen, um den Bogen der Zeit zu zerstören; doch statt Heere zu entsenden, reißt Lord Foul das Land mit dem Sonnenübel in zügellose Exzesse von Fruchtbarkeit, Regen, Dürre und Pestilenz und raubt ihm so seine Schönheit und alles Gesunde. Zu spät erkennt Covenant, dass die vom Blut unschuldiger Opfer genährte Sonnenkorona in erster Linie dazu dient, Lord Fouls eigentliche Pläne zu verschleiern.

DER AUTOR

Stephen Donaldson hat mit den *Chroniken von Thomas Covenant* eines der größten phantastischen Epen der modernen Zeit geschaffen. Er lebt in New Mexico und schreibt gerade Band acht der Chroniken. Bei Heyne liegen vor: *Die Macht des Rings* (enthält *Der Fluch des Verächters*, *Der Siebte Kreis des Wissens* und *Die letzte Walstatt*), *Der Bogen der Zeit* (enthält *Das verwundete Land*, *Der Einholzbaum* und *Der Ring der Kraft*) sowie *Die Runen der Erde*.

STEPHEN DONALDSON

Der Bogen der Zeit

Die Chroniken von
Thomas Covenant

Überarbeitete Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgaben
THE WOUNDED LAND
THE ONE TREE
WHITE GOLD WIELDER
Deutsche Übersetzung von René Nibose-Mistral

Überarbeitete Neuausgabe 10/06
Redaktion: Momo Evers
Copyright © 1983, 2006 by Stephen R. Donaldson
Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Greiner & Reichel, Köln
eISBN: 978-3-641-17446-0

Inhalt

Erster Teil

Das verwundete Land 9

Zweiter Teil

Der Einholzbaum 627

Dritter Teil

Der Ring der Kraft 1163

Glossar 1689



A. Hancock

Südtliche Einöden



Das Land



Erster Teil

Das verwundete Land

I
Tochter

Als Linden Avery das Klopfen an ihrer Tür hörte, stöhnte sie laut auf. Ihre Laune war auf dem Tiefpunkt, und sie legte keinen Wert auf Besucher. Alles, wonach ihr der Sinn stand, waren eine kalte Dusche und Ruhe – und somit die Möglichkeit, sich an die gewollte Kargheit ihrer Umgebung zu gewöhnen.

Für einen Frühlingstag war das Wetter ungewöhnlich trüb, und sie hatte den Großteil des Nachmittags mit dem Einzug in ihre neue Wohnung zugebracht, die die Klinik für sie angemietet hatte. Ihre spärliche Garderobe, ihr altes Mobiliar und eine knochenbrecherische Anzahl von mit Fachliteratur gefüllten Pappkartons hatte sie aus ihrer mittelalterlich anmutenden Limousine über die Außentreppe in den zweiten Stock des alten Holzhauses geschleppt.

Das Haus kauerte wie eine steinalte Kröte inmitten des Unkrauts, verknöchert und steif. Als Linden die Wohnung zum ersten Mal betreten hatte, war sie von drei Zimmern und einem Bad mit schmutzdelig gelben Wänden empfangen worden, von Dielen mit im Abflocken begriffener beiger Farbe sowie einer Atmosphäre des Außergebrauchseins, die an Unwürdigkeit grenzte. Zu ihren Füßen hatte ein Stück Papier gelegen, das jemand unter der Tür durchgeschoben haben musste.

Dicke rote Striche wie von Lippenstift oder frischem Blut prangten darauf, bildeten ein großes, grobes Dreieck, in dem vier Worte standen:

JESUS IST DER RETTER

Einen Moment lang hatte sie den Zettel betrachtet, ihn dann aufgehoben, zerknüllt und in ihre Tasche geschoben. Sie hatte keinen Bedarf an Heilsversprechungen. Ihr lag an nichts, was sie nicht verdiente.

Der Zettel, die diesige Luft, die Anstrengung, die es erfordert hat-

te, ihre Besitztümer die Treppe hinaufzuwuchten, und die Wohnung als solche ließen Mordgelüste in ihr aufkommen. Die Zimmer erinnerten sie an das Haus ihrer Eltern, und allein schon deshalb war ihr die Wohnung zuwider. Weil sie aber in gewisser Weise zu ihr passte, beschloss Linden, sich mit ihrer neuen Bleibe abzufinden. Ihre Situation war ihr willkommen und verhasst zugleich, denn die persönliche Härte, mit der sie einmal mehr in ihrem Leben konfrontiert wurde, empfand sie als gerecht.

Linden hatte gerade erst ihre Zeit als Assistenzärztin hinter sich gebracht, und sie hatte mit Absicht auf eine Stellung zugearbeitet, die es ihr ermöglichte, sich in einem kleinen, ländlich verschlafenen Ort wie diesem hier niederzulassen – ähnlich jenen Orten, in deren Nähe sie zur Welt gekommen und ihre Eltern gestorben waren. Obwohl sie erst dreißig war, fühlte sie sich alt, unattraktiv und voller Ernst. Das war angemessen, denn sie blickte auf ein freudloses und ernstes Leben zurück. Ihr Vater war gestorben, als sie acht, ihre Mutter, als sie fünfzehn war. Nach drei einsamen Jahren in einem Waisenhaus hatte sie das College und ein Medizinstudium absolviert, dann als Praktikantin und Assistenzärztin gearbeitet und sich unterdessen auf familienärztliche Betreuung spezialisiert. Sie war einsam gewesen, so weit sie zurückdenken konnte, und das Alleinsein war zu einem Teil ihrer selbst geworden. Ihre zwei oder drei Liebesabenteuer waren eher hygienische Routine oder physiologisches Experiment gewesen; innerlich berührt hatten sie sie nicht. Ihr Gesicht im Spiegel kündete von Strenge und den Folgen von Gewalt.

Hartes Arbeiten und unterdrückte Gefühle hatten die unerbetene Weiblichkeit ihres Körpers nicht beeinträchtigen, ebenso wenig den von innen kommenden Glanz ihres schulterlangen, weizenblonden Haars abstumpfen oder die gewachsene Schönheit ihres Gesichts mindern können. Ihr betriebsames, genügsames Leben hatte nichts an der Weise verändert, wie ihre Augen sich beinahe ohne Veranlassung zu verschleiern und mit Tränen zu füllen pflegten. Und doch durchzogen bereits Falten ihr Gesicht, ließ das fortwährende Stirnrunzeln über dem Rücken ihrer geraden, zierlichen Nase sie konzentriert und aufmerksam erscheinen. Wie ein Hauch von Schmerz umspielten Grübchen ihren Mund – einen Mund, der

ursprünglich für etwas Üppigeres geformt worden war als das Dasein, das sie hatte führen müssen. Ihre Stimme war ausdruckslos geworden, glich eher einem Diagnosewerkzeug, einer Methode zur Datenübermittlung, als einem Verständigungsmittel.

Doch ihr hartes Leben hatte ihr noch mehr gegeben als Einsamkeit und die Neigung zu trübseligen Stimmungszuständen. Es hatte sie gelehrt, an die eigene Kraft zu glauben. Linden war Ärztin; sie hatte Leben und Tod in ihren Händen gehalten und gelernt, sich mit beiden auseinanderzusetzen. Sie vertraute auf ihre Fähigkeit, Bürden zu tragen.

Als sie das Pochen an der Tür hörte, stöhnte sie also laut auf, glättete aber dann ihre schweißdurchtränkte Kleidung, als zerrte sie ihre Gefühle zurecht, und ging dann zur Tür, um zu öffnen.

Sie kannte den stämmigen, leicht krummen Mann, der auf dem Treppenabsatz stand. Er war Julius Berenford, der Chefarzt des Kreiskrankenhauses, der Mann, der für ihre Einstellung gesorgt hatte, damit sie für ihn die Hausbesuche und die Ambulanz übernahm. In einer Klinik in einer eher städtischen Gegend wäre es ungewöhnlich gewesen, für einen solchen Posten einen praktischen Arzt einzustellen. Das hiesige Kreiskrankenhaus jedoch war für eine Region zuständig, in der hauptsächlich Farmer und Hinterwäldler wohnten. Die Ortschaft – das Kreisstädtchen – litt seit zwanzig Jahren an steter Überalterung. Dr. Berenford brauchte nichts so sehr wie einen Allgemeinmediziner.

Berenfords Schädeldecke befand sich nun in der Höhe ihrer Augen. Er war doppelt so alt wie sie, und die runde Feistigkeit seines Bauchs widersprach der Dünne seiner Gliedmaßen. Er erweckte den Eindruck missgelaunter Güte, als fände er das menschliche Verhalten unbegreiflich und liebenswert zugleich. Wenn er unter seinem weißen Schnauzbart lächelte, strafften sich seine Tränensäcke und gaben dem Gesicht einen Ausdruck von Ironie.

»Doktor Avery«, sagte er, nach dem mühsamen Treppensteigen etwas außer Atem.

»Doktor Berenford.« Weil sie ihren Unwillen über die Störung zum Ausdruck bringen wollte, klang ihre Stimme deutlich gepresst, als sie »Bitte treten Sie ein!« hinzufügte und ihm den Eingang freigab.

Er trat ein, sah sich um und steuerte dann zielstrebig auf einen Stuhl zu. »Sie sind schon eingezogen«, stellte er fest. »Gut. Ich hoffe, jemand hat Ihnen geholfen, alles hier heraufzuschaffen.«

Sie nahm auf einem Stuhl in seiner Nähe Platz und drückte das Rückgrat durch, als wäre sie im Dienst. »Nein.« Wen hätte sie denn um Hilfe bitten können?

Berenford wollte protestieren, aber sie winkte ab. »Kein Problem. Ich bin es so gewohnt.«

»Na ja, das sollten Sie aber nicht.« Er sah sie aufmerksam an. »Sie haben erst kürzlich Ihre assistenzärztliche Tätigkeit in einer bestens angesehenen Klinik beendet und dort hervorragende Arbeit geleistet. Da ist es doch das Wenigste, was Sie vom Leben erwarten können müssten, dass jemand Ihnen dabei hilft, Ihre Möbel die Treppen hinaufzutragen.«

Linden wusste, dass sich hinter dem humorvollen Tonfall Ernsthaftigkeit verbarg, denn er hatte sie bereits während des Einstellungsgesprächs mehr als einmal gefragt, warum jemand mit ihren Empfehlungen sich um eine Stelle in einem armseligen Kreiskrankenhaus auf dem Lande bewarb. Die glattzüngigen Antworten, die sie sich für ihn zurechtgelegt hatte, hatten ihm nicht genügt; schließlich war sie gezwungen gewesen, ihm die Tatsachen zumindest annähernd einzugestehen. »Meine Eltern sind beide nahe einer Ortschaft wie dieser gestorben«, hatte sie gesagt. »Sie waren kaum in ihren besten Jahren. Hätten sie unter der Obhut einer guten hausärztlichen Betreuung gestanden, könnten sie heute noch am Leben sein.«

Das war sowohl die Wahrheit als auch eine Lüge, und das hatte mit den Wurzeln der Zwiespältigkeit zu tun, infolge deren sie sich so alt fühlte. Wäre das Melanokarzinom ihrer Mutter früh genug richtig diagnostiziert worden, hätte man sie durch eine Operation mit neunzigprozentiger Sicherheit retten können. Und wären die Depressionen ihres Vaters frühzeitig von jemandem mit Sachkenntnis oder hinlänglichem Gespür erkannt worden, hätte sein Selbstmord sich vielleicht verhindern lassen. Umgekehrt jedoch ergab sich gleichfalls eine Wahrheit. Nichts hätte ihre Eltern zu retten vermocht. Sie hatten sterben müssen, weil sie ganz einfach untauglich für ein längeres Leben gewesen waren. Wann immer Linden über

derartige Dinge nachdachte, schien es ihr, als würden ihr die Knochen mit jeder Stunde morscher.

Sie war in dieses Dorf gezogen, weil sie Menschen wie ihren Eltern helfen wollte. Und weil sie beweisen wollte, dass sie in solchen Verhältnissen zu wirksamer Arbeit imstande war – dass sie anders war als ihre Eltern. Und weil sie sterben wollte.

»Na gut«, sagte Dr. Berenford, als sie nichts entgegnete, »es ist so, wie es ist.« Anscheinend bereitete die Humorlosigkeit ihres Schweigens ihm Unbehagen. »Jedenfalls bin ich froh, dass Sie da sind. Kann ich irgendwas für Sie tun? Ihnen helfen, sich zurechtzufinden?«

Linden war drauf und dran, sein Angebot abzulehnen – aus Gewohnheit, nicht aus Überzeugung –, da entsann sie sich des Zettels in ihrer Tasche. Einer Eingebung folgend, klaubte sie ihn heraus und reichte ihn ihm. »Das hier hat man mir unter die Tür geschoben. Vielleicht sollten Sie mir verraten, was mir noch alles bevorsteht.«

Er betrachtete das Dreieck und die Schrift, las kaum vernehmlich ›Jesus ist der Retter‹ ab, und seufzte dann. »Eine der Begleiterscheinungen des hiesigen Lebens. Ich gehe in diesem Ort seit vierzig Jahren getreulich in die Kirche. Aber weil ich ein Mann mit qualifizierter Ausbildung und anständigem Einkommen bin, versuchen einige der guten Leute hier ständig...« Er schnitt eine Grimasse. »... mich zu bekehren. Unwissenheit ist die einzige Form von Unschuld, die sie kennen.« Er hob die Schultern und gab ihr den Zettel zurück. »Dieser Landstrich befindet sich seit langem im Niedergang. Mit der Zeit treiben niedergeschlagene Menschen sonderbare Dinge. Sie versuchen, Depression zu einer Tugend zu machen – sie brauchen irgendetwas, wodurch sie sich weniger hilflos fühlen. In dieser Gegend suchen sie meistens ihr Heil, indem sie den Erweckungspredigern nachlaufen. Leider dürfte es kaum zu vermeiden sein, dass Sie es hier mit Leuten zu schaffen bekommen, die sich Sorgen um Ihr Seelenheil machen. In einer Kleinstadt ist niemandem ein Privatleben vergönnt.«

Linden nickte, tatsächlich aber hörte sie ihrem Besucher gar nicht zu. Plötzlich war ihr ihre Mutter in den Sinn gekommen, die sich mit weinerlicher Stimme in abstoßendem Selbstmitleid suhl-

te. Ihre Mutter hatte ihr, Linden, die Schuld am Tod ihres Vaters zugeschoben.

Mit finsterner Miene verdrängte sie die Erinnerung. Am liebsten hätte sie diese Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis tilgen lassen. Weil Dr. Berenford sie ansah, als ob sich die Abscheu auf ihrem Gesicht widerspiegelte, verbarg sie ihr Inneres hinter einer Maske der Disziplin, der Maske des Chirurgen. »Was kann ich für Sie tun, Dr. Berenford?«

»Nun, zunächst einmal«, sagte er und zwang sich trotz ihres Tonfalls zu Herzlichkeit, »können Sie mich Julius nennen. Ich werde Linden zu Ihnen sagen, also dürfen Sie es andersherum auch so halten.«

Sie fügte sich mit einem Achselzucken. »Julius.«

»Linden.« Er lächelte; doch sein Unbehagen blieb. »Ich bin tatsächlich«, ergänzte er kurz darauf hastig, als könne er so der Schwierigkeit seines Anliegens entkommen, »aus zwei Gründen zu Ihnen gekommen. Natürlich war es meine Absicht, Sie hier bei uns im Ort willkommen zu heißen. Aber das hätte ich auch später erledigen können. Die Wahrheit ist, ich möchte Sie an die Arbeit schicken.«

Arbeit?, dachte Linden. Das Wort rief in ihr unwillkürliche Ablehnung hervor. *Ich bin gerade erst eingetroffen. Ich bin müde und gereizt, und ich weiß nicht, wie ich diese Wohnung ertragen soll.* »Heute ist Freitag«, erwiderte sie vorsichtig. »An sich brauche ich erst am Montag anzufangen.«

»Diese Angelegenheit hat nichts mit dem Krankenhaus zu tun. Sie müsste es, aber es ist nicht der Fall.« Er sah sie flehentlich an. »Es geht um einen persönlichen Gefallen. Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen. Ich habe so viele Jahre damit zugebracht, mich mit dem Leben meiner Patienten zu beschäftigen, dass ich offenbar nicht mehr zu objektiven Entscheidungen fähig bin. Vielleicht hinke ich auch einfach meiner Zeit hinterher ... Möglicherweise sind meine medizinischen Kenntnisse nicht auf dem neuesten Stand. Ich habe schlichtweg den Eindruck, die Meinung eines Dritten einholen zu müssen.«

»Und worüber?«, erkundigte sich Linden, auf eine sachliche Tonlage bedacht. Inwendig aber stöhnte sie, weil sie jetzt schon wuss-

te, dass sie tun würde, was auch immer er sie zu tun bat. Julius sprach einen Teil in ihr an, der nie gelernt hatte, Nein zu sagen.

Verdrossen legte Berenford die Stirn in Falten. »Unglücklicherweise kann ich Ihnen darüber keine Auskunft geben. Es ist vertraulich.«

»Ach, kommen Sie!« Sie war nicht in der Stimmung für Ratespiele. »Ich habe den gleichen Eid abgelegt wie Sie.«

»Ich weiß.« Er hob die Hände, wie um ihre Verärgerung abzuwehren. »Ich weiß. Aber es dreht sich nicht um diese Art von Vertraulichkeit.«

Sie musterte ihn, für den Moment völlig ratlos. Sprach er etwa nicht von einem medizinischen Problem? »Das klingt ja, als ob es sich um einen ziemlich großen Gefallen handeln würde.«

»Kann sein. Das hängt von Ihnen ab.«

Noch ehe Linden ihn fragen konnte, wovon er überhaupt sprach, fuhr Berenford unvermittelt fort. »Haben Sie jemals den Namen Thomas Covenant gehört? Er schreibt Romane.«

Sie spürte, wie er sie beobachtete, während sie ihr Gedächtnis durchforstete. Der Name sagte ihr nichts. Seit der Bewältigung des am College erforderlichen Pensums an Literatur hatte sie keinen Roman mehr gelesen. Sie hatte so wenig Zeit. Um Sachlichkeit bemüht, schüttelte sie den Kopf.

»Er wohnt hier in der Umgebung«, sagte er. »Er hat außerhalb der Ortschaft ein Haus auf einem Stück Land, das Haven-Farm heißt. Man biegt dorthin rechts von der Hauptstraße ab.« Er vollführte eine vage Geste in Richtung der Kreuzung, die er meinte. »Wenn man den Ort durchquert hat, sind es noch etwa drei Kilometer. Auf der rechten Seite. Er leidet an Lepra.«

Bei dem Wort *Lepra* nahmen Lindens Gedanken eine andere Richtung, bewegten sich fort von dem Menschen Covenant und hin zu seiner Krankheit. Das war ein Resultat ihrer Ausbildung – ihrer entschiedenen Hingabe, dank der sie hatte Ärztin werden können, ohne an ihrer Einstellung zu sich selbst etwas zu ändern. *Hansen-Krankheit*, konstatierte sie insgeheim und durchforschte ihre Erinnerung nach Informationen.

Mycobacterium leprae. Lepra. Die Erkrankung breitete sich im Körper aus, indem sie Nervengewebe abtötete; bei typischem Ver-

lauf in den Extremitäten und den Hornhäuten der Augen. In den meisten Fällen konnte die Krankheit mittels eines langfristig angelegten therapeutischen Programms zum Stillstand gebracht werden, einer Behandlung, in deren Mittelpunkt DDS standen – Diaminodiphenylsulfonamide. Gelang es nicht, der Ausbreitung des Leidens Einhalt zu gebieten, konnten die Degenerationserscheinungen Muskelschwund und Deformationen, Veränderungen der Hautpigmentierung und Blindheit herbeiführen. Ferner sah der Erkrankte sich einer ganzen Reihe sekundärer Heimsuchungen ausgesetzt, am häufigsten Infektionen, die zusätzlich anderes Gewebe zerstörten. Mit der Zeit veränderte sich das Äußere des Opfers zusehends, wirkte, als wäre es lebendigen Leibes angefressen worden. Ansteckungen traten außerordentlich selten auf; Lepra war keine im herkömmlichen Sinne übertragbare Krankheit. Die vielleicht einzige statistisch nachvollziehbare Art, sich zu infizieren, war, sich als Kind über längere Zeit hinweg in einer dicht bevölkerten tropischen Region mit mangelhaften Sanitäreinrichtungen aufzuhalten.

Während ein Teil ihres Gehirns einige Fäden vom Knäuel ihres Fachwissens abspulte, jagten sich in einem anderen Fragen und Emotionen. *Ein Leprakranker? Hier? Warum erzählt er mir das?* Sie fühlte sich zwischen heftigem Ekel und Mitleid hin- und hergerissen. Das Leiden übte auf sie eine ebenso anziehende wie abschreckende Wirkung aus, weil es unheilbar war – so wenig zu kurieren wie der Tod. Sie musste tief Atem holen, ehe sie ihre Frage stellen konnte. »Und was möchten Sie, dass ich in Bezug auf diesen Fall unternehme?«

»Nun...« Berenford sah sie an, als gäbe es wirklich etwas, das sie in dieser Sache tun könnte. »Nichts«, sagte er schließlich. »Das ist nicht der Grund, weshalb ich mit Ihnen darüber spreche.«

Abrupt stand er auf und machte seinem Unbehagen Luft, indem er auf dem Holzfußboden auf und ab zu wandern begann. Obwohl er kein schwerer Mann war, quietschten die abgewetzten Dielen unter seinem Gewicht. »Die Erkrankung ist bei ihm rechtzeitig diagnostiziert worden... Er hat nur zwei Finger verloren. Einer unserer tüchtigeren Mitarbeiter im Labor hat die Lepra erkannt, hier im Kreiskrankenhaus. Jetzt ist Covenants Krankheit schon seit über

neun Jahren nicht mehr akut. Der Grund, warum ich Ihnen davon erzählt habe, war lediglich, herauszufinden, ob Sie – empfindlich sind, was Leprakranke angeht.« Seine Miene war angespannt. »Ich war es früher einmal. Aber ich habe genügend Zeit gehabt, um meine Berührungängste zu überwinden.« Er ließ ihr keine Gelegenheit zu einer Antwort. Stattdessen redete er hastig weiter, ganz so, als lege er eine Beichte ab. »Heute habe ich einen Punkt erreicht, an dem ich in Covenant nicht mehr die Personifizierung der Lepra sehe, wenn ich an ihn denke. Allerdings vergesse ich auch nie, dass er an Lepra leidet.« Offenbar sprach er über etwas, das er sich selbst bislang nicht hatte verzeihen können. »Zum Teil ist das aber auch seine Schuld«, fügte er trotzig hinzu. »Auch er vergisst es niemals. Er sieht in sich nicht den Schriftsteller, den Mann, den Menschen Thomas Covenant. Er sieht sich ausschließlich als den leprakranken Thomas Covenant.«

Als Linden ihn unverwandt musterte, senkte Berenford den Blick. »Aber darum geht es nicht. Es geht mir darum, ob es Ihnen etwas ausmachen würde, ihn aufzusuchen.«

»Nein«, antwortete sie barsch; doch die Strenge in ihrer Stimme galt nicht ihm, sondern ihr selbst. *Ich bin Ärztin. Der Umgang mit Kranken ist meine Aufgabe.* »Mir ist allerdings immer noch nicht klar, weshalb Sie wünschen, dass ich ihn aufsuche.«

Die Tränensäcke unter seinen Augen zitterten, als wollte er Linden um Nachsicht anflehen. »Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sie können es mir nicht sagen.« Ihr ruhiger Tonfall spottete ihre sich stetig verschlechternde Laune Lügen. »Inwiefern glauben Sie, dass ich irgendwie von Nutzen sein könnte, wenn ich nicht einmal weiß, warum ich mit ihm reden soll?«

»Möglicherweise können Sie *ihn* zum Reden bringen.« Berenfords Stimme klang hilflos und alt. »Das ist es, woran mir liegt. Ich möchte, dass er zu Ihnen Vertrauen fasst ... und Ihnen erzählt, was mit ihm vorgeht. Damit ich meine Versprechen nicht zu brechen brauche.«

»Also gut, lassen Sie mich Klartext reden.« Sie versuchte nicht länger, ihren Ärger zu verheimlichen. »Sie möchten, dass ich dort hinaus und zu ihm gehe und ihn rundheraus bitte, mir seine Geheimnisse zu erzählen. Eine völlig Fremde erscheint an seiner Tür

und will wissen, was mit ihm los ist – aus keiner anderen Veranlassung, als dass Dr. Berenford eine zusätzliche Meinung einzuholen wünscht. Ich könnte von Glück reden, wenn er mich nicht wegen unbefugten Betretens seines Grund und Bodens verklagt.«

Einen Augenblick lang nahm der Chefarzt ihren Sarkasmus und ihre Entrüstung still hin; dann seufzte er tief. »Ich weiß. Genauso ist er – er würde Ihnen niemals von sich aus etwas verraten. Er hat sich schon seit so langer Zeit in sich selbst zurückgezogen ...« In seiner Stimme schwebten nun unterdrückter Schmerz und Unruhe mit. »Aber ich bin der Überzeugung, dass er einem *Irrtum* unterliegt.«

»Dann sagen Sie mir, um was es geht!«, beharrte Linden.

Berenford öffnete den Mund und schloss ihn wieder; er rang die Hände. Dann aber gewann er die Beherrschung zurück. »Nein. Später. Zuerst muss ich wissen, wer von uns im Irrtum ist. So viel bin ich ihm schuldig. Mrs. Roman ist mir keine Hilfe. Es geht hier um eine ärztliche Entscheidung. Aber ich kann sie nicht fällen. Ich habe es versucht, aber ich kann es nicht.«

Dass er derart unumwunden seine Unzulänglichkeit eingestand, erstaunte sie. Dennoch war sie müde, verschwitzt und verbittert. Verzweifelt suchte sie nach einer Ausrede, doch wie immer war es die Hilfsbedürftigkeit eines Menschen, der sie nichts entgegenzusetzen hatte. Sie knetete ihre Hände. Es war entschieden. Einen Moment später sah sie zu Berenford auf. Seine Gesichtszüge waren erschlaft, als habe die Last der Sterblichkeit ihn seiner Muskeln beraubt.

»Liefere Sie mir einen Vorwand«, sagte Linden leise, »unter dem ich ihn aufsuchen könnte.«

Sein befreites Aufseufzen war ihr zuwider.

»Das kann ich tun«, versicherte er, plötzlich voller Tatendrang. Er langte in eine Jackentasche, holte ein Taschenbuch hervor und gab es ihr. Auf dem düster wirkenden Umschlag stand:

Die Seele geb' ich für meine Schuld

Ein Roman von
Thomas Covenant

»Bitten Sie ihn um ein Autogramm.« Offenbar hatte Berenford soeben seinen Sinn für Ironie wiedergefunden. »Versuchen Sie, ihn zum Reden zu bringen. Wenn Sie es schaffen, seine Abwehr zu durchdringen, wird sich gewiss etwas ergeben.«

Innerlich verwünschte Linden sich selbst. Sie hatte keine Ahnung von Romanen, sie wusste nicht einmal, wie man mit Fremden über irgendetwas anderes sprach als ihre Krankheitssymptome. Die Aussicht auf eine Begegnung voller Verlegenheit erfüllte sie schon jetzt mit Scham. Auf der anderen Seite hatte das Leben sie gelehrt, keine Rücksicht auf jene Tiefen ihrer Seele zu nehmen, die noch Scham empfinden konnten. »Wenn ich bei ihm gewesen bin«, sagte sie lustlos, »möchte ich mit Ihnen über diese Sache sprechen. Ich habe noch kein Telefon. Wo wohnen Sie?«

Jetzt, da Linden sich bereit erklärt hatte, seinem Wunsch nachzukommen, fiel Berenford wieder in sein normales Gebaren zurück und erklärte ihr beflissen und etwas umständlich den Weg zu seinem Haus, wiederholte sein Angebot, ihr seinerseits, wenn möglich, behilflich sein zu wollen, und dankte ihr für ihre Hilfsbereitschaft.

Als er sich verabschiedete, wunderte sie sich, weil er sich offensichtlich nicht daran störte, ihr seine Ratlosigkeit offenbart zu haben. Als aber das Geräusch seiner Schritte auf der Außentreppe verklang, da fühlte sie sich mit einem Mal allein gelassen mit einer Bürde, deren Ausmaß sie nie vollends würde begreifen können.

Unwirsch schob sie die dunklen Vorhänge beiseite. Es gab keine Alternative. Einen Moment lang verharrte sie noch auf ihrem Stuhl und betrachtete die stumpfen, gelben Wände ringsumher, dann stand sie auf, um zu duschen.

Nachdem sie so viel ihrer Missgestimmtheit heruntergewaschen hatte, wie sich mit Seife und Wasser fortspülen ließ, schlüpfte sie in ein eintönig-graues Kleid, das ihre Weiblichkeit hervorragend kaschierte, und brachte noch ein paar Minuten damit zu, den Inhalt ihrer Arzttasche zu überprüfen. Wie stets empfand sie ihn als unzureichend – es gab so viele Dinge, die notwendig waren, die sie aber unmöglich ständig mitführen konnte –, und in Anbetracht des Unbekannten, was sie erwartete, erschien ihr ihre Ausstattung erst recht als unzulänglich. Aber aus Erfahrung wusste sie, dass sie sich ohne ihre Arzttasche nackt fühlen würde. Mit einem müden

Seufzen schloss sie die Wohnung ab und stieg die Treppe hinab zu ihrem Auto.

Langsam, um sich ihre neue Umgebung einzuprägen, folgte sie der Wegbeschreibung Berenfords, und wenig später durchquerte sie das Zentrum der Ortschaft.

Die spätnachmittägliche Sonne und die dunstgeschwängerte Luft ließen die Häuser verschwitzt wirken. Es schien, als würden sich die Geschäfte vor den warmen Gehwegen zurücklehnen, als hätten sie allen Enthusiasmus und sogar die Zugänglichkeit vergessen, deren sie zum Überleben bedurften; und das Gerichtsgebäude mit seinem matten weißen Marmor und dem von riesigen steinernen Häuptern auf verfälschten griechischen Säulen getragenen Dach erweckte nicht den Eindruck, seiner Verantwortung gewachsen zu sein.

Auf den Bürgersteigen herrschte relativ viel Betriebsamkeit – Menschen strebten von der Arbeit nach Hause –, aber nur eine kleine Gruppe von Personen vor dem Gerichtsgebäude erregte Lindens Aufmerksamkeit. Eine verwelkt wirkende Frau mit drei kleinen Kindern stand auf den Stufen. Sie trug ein formloses, scheinbar aus Sackleinen gefertigtes Hemd; und die Kinder waren in eine Art grobe Juteleinwand gehüllt. Das Gesicht der Frau war gräulich und bar jeden Ausdrucks, als hätten Armut und Ermattung sie für die Ausgezehrtheit ihrer Kinder unempfindlich gemacht. Alle vier hielten in den Händen kurze hölzerne Stäbe, übersät mit groben Zeichen, die mit roten Dreiecken umgeben waren. In jedem Dreieck stand ein Wort: BEREUE.

Die Frau und ihre Kinder hatten keine Augen für die Passanten. Wie benommen standen sie auf den Stufen des Gerichts, als hätte eine ihnen auferlegte Strafe sie gelähmt. Lindens Herz verkrampfte sich bei dem Anblick der seelischen und körperlichen Not der Fremden. Solchen Menschen konnte sie nicht helfen.

Drei Minuten später hatte sie die Ortschaft verlassen.

Die Straße schlängelte sich hier durch bestellte Täler, die zwischen waldigen Hügeln lagen. Außerhalb der Ortschaft waren die für die Jahreszeit ungewöhnliche Wärme und Feuchtigkeit allem zuträglicher, das sie berührten; sie brachten die Luft zum Flimmern, sodass sie wie ein Lebewesen über den frisch bestandenen

Feldern schwebte, an den mit einem Gewirr von Gräsern und Kräutern bewachsenen Hängen der Hügel, zwischen den im Knospen begriffenen Bäumen; und Lindens Gemütsverfassung hob sich beim Anblick der im Nahen des Abends glänzenden Landschaft. Sie hatte so viel von ihrem Leben in Städten zugebracht. Noch immer fuhr sie langsam, wollte die schwache Hoffnung auskosten, hier etwas gefunden zu haben, das ihr Freude bereiten könnte.

Nach etwa drei Kilometern erstreckte sich ein Feld zu ihrer Rechten, dicht überwuchert mit Gänsedisteln und wild wachsendem Senf. Jenseits des Feldes, wohl einen halben Kilometer entfernt, stand vor einer Kette von Bäumen ein weißes Farmhaus. Es grenzten noch zwei oder drei weitere Häuser an das Feld, näher an der Landstraße gelegen; doch nur das weiße Gebäude erweckte sofort ihre Aufmerksamkeit, als wäre es das einzige bewohnbare Bauwerk weit und breit.

Ein Schotterpfad durchzog das Feld und zweigte zu den anderen Häusern ab; der Hauptweg aber führte direkt zu dem weißen Gebäude.

Neben der Abfahrt ragte ein Holzschild auf. Trotz der verblichenen Farbe und alter Astlöcher, die Einschüssen glichen, war die Aufschrift noch lesbar: Haven-Farm.

Linden nahm all ihren Mut zusammen und bog in den Feldweg ein.

Plötzlich sah sie aus den Augenwinkeln etwas Ockerfarbenes. Bei dem Schild stand eine Gestalt, gewandt in etwas, das ihr wie eine Robe erschien.

»Was ...?«

Noch einen Augenblick zuvor hatte Linden dort nichts als das Schild gesehen, und nun stand dort dieser Mann, ganz so, als wäre er soeben aus dem Nichts erschienen.

Völlig überrascht riss sie unwillkürlich das Lenkrad herum und versuchte, einer Gefahr auszuweichen, der sie bereits entgangen war. Als sie ihre Limousine wieder unter Gewalt hatte, trat sie auf das Bremspedal. Ihr Blick huschte hinauf zum Rückspiegel.

Sie sah einen Greis in einem ockerfarbenen Gewand. Er war hoch gewachsen und hager, barfüßig und verdreckt. Der lange graue Bart und das dünne Haupthaar umwehten seinen Kopf wie im Wahn.

Er tat einen Schritt auf den Weg, auf den Wagen zu, dann griff er sich plötzlich krampfhaft an die Brust und brach zusammen.

»Vorsicht!«, schrie sie, obwohl weit und breit niemand war, der sie hätte hören können. Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als sie nun mit fliegenden Händen den Motor abschaltete, nach ihrer Arzttasche griff und die Wagentür aufstieß. Angespannte Erregung ergriff sie, Furcht vor dem Tod, vor dem Versagen; aber ihre Ausbildung half ihr, diese Gefühle zu unterdrücken. Kurz darauf war sie an der Seite des Alten.

Er wirkte hier auf dem Feldweg sonderbar fehl am Platz, als gehöre er nicht in diese Zeit. Das Gewand war sein einziges Kleidungsstück; es sah aus, als liefe er schon seit Jahren darin herum. Seine Gesichtszüge waren scharf konturiert, waren durch Auszehrung oder Fanatismus hart geworden. Das schwindende Sonnenlicht färbte seine welke Haut wie totes Gold.

Er atmete nicht.

Lindens Disziplin trieb sie zum Handeln. Sie kniete sich neben ihn und tastete ruhig und umsichtig nach seinem Puls, aber in ihrem Inneren war sie außer sich. Der Fremde hatte eine erschreckende Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Hätte ihr Vater lange genug gelebt, um alt und verrückt zu werden, wäre aus ihm vielleicht eine ebenso hinfällige Gestalt geworden.

Sein Puls schlug nicht.

Alles in ihr wehrte sich gegen seinen Anblick. Ihr Vater hatte Selbstmord begangen. Nach ihrer Überzeugung verdienten Menschen, die sich umbringen wollten, den Tod. Der Anblick des Alten weckte in ihr Erinnerungen an ihre eigenen Schreie, die in ihren Ohren widerhallten, als könnten sie niemals wieder verstummen.

Aber der alte Mann zu ihren Füßen lag im Sterben. Schon waren seine Muskeln erschlafft, die schmerzliche Verkrampfung des Anfalls lockerte sich. Und Linden war Ärztin.

Mit einer Sicherheit, die sie ihrer harten Ausbildung verdankte, und mit genügend Selbstverleugnung, um ihre Abscheu zu meistern, öffnete sie die Arzttasche. Sie entnahm ihr den Leuchtstab und untersuchte die Pupillen des Mannes.

Sie waren gleichgestellt und reagierten. Es gab noch Hoffnung.

Rasch legte sie seinen Kopf zurecht, bog ihn nach hinten, um sei-

ne Kehle freizumachen. Dann faltete sie die Hände auf seinem Brustbein, verlagerte ihr ganzes Körpergewicht auf die Arme und begann mit einem Wiederbelebungsversuch.

Die Rhythmik der Herzmassage hatte sich ihr längst so tief verinnerlicht, dass sie sie einhielt, ohne sich bewusst darum bemühen zu müssen: fünfzehn mal fest die Handballen aufs Brustbein gestemmt; danach zweimaliges langes Ausatmen in den Mund, dabei seine Nase verschließen. Allerdings roch es aus seinem Mund außerordentlich schlecht – faulig und übel, als wären seine Zähne kariös oder hätten Geschwüre seinen Gaumen befallen. Beinahe hätte Linden in ihren Anstrengungen innegehalten, als ihr Widerwille sich zu akutem körperlichen Unwohlsein steigerte. Doch sie war Ärztin; das hier gehörte zu ihrer Arbeit.

Fünfzehn. Zwei.

Fünfzehn. Zwei.

Sie erlaubte sich nicht, innezuhalten.

Durch den Ekel wuchs ihre Furcht. Ermüdung. Scheitern. Ein derartiger Wiederbelebungsversuch verschlang so viel Kraft, dass keine Einzelperson ihn länger als ein paar Minuten durchzuführen vermochte. Wenn die Wiederbelebung nicht bald eintrat ...

Atmen, verdammt noch mal! Fünfzehn. Zwei. Verfluchter Kerl. Atme!

Noch immer blieb der Pulsschlag aus.

Ihre eigene Atmung geriet zusehends aus dem Takt; ein Schwindel befiel sie, als rolle eine Flut aus Finsternis näher. Die Luft schien immer widerwilliger in ihre Lungen zurückzukehren. Schwüle und das trübe Licht des nahen Sonnenuntergangs ließen den Alten vor Lindens Augen verschwimmen. Sein gesamter Muskeltonus war in sich zusammengefallen, alle Anzeichen von Leben waren aus ihm gewichen.

Atme!

Unvermittelt unterbrach sie die Massage und riss ihre Arzttasche heran. Ihre Arme zitterten; mit Gewalt hielt sie sie still, während sie eine Wegwerfspritze, eine Ampulle mit Adrenalin und eine Herzkannüle auspackte. Sie rang um Ruhe, füllte die Spritze, indem sie die Luft hinauspresste. Trotz der gebotenen Eile nahm sie sich einen Moment Zeit, um auf dem schmalen Brustkorb des Mannes

eine Stelle der Haut mit Alkohol zu säubern. Dann schob sie ihm die Nadel behutsam zwischen die Rippen und injizierte das Adrenalin ins Herz.

Sie legte die Spritze beiseite und riskierte es, dem Alten einmal die Faust aufs Brustbein zu schlagen. Doch der Hieb blieb ohne Wirkung.

Linden stieß einen Fluch aus und nahm den Wiederbelebungsversuch erneut auf.

Sie brauchte Unterstützung. Aber es war unmöglich, sich solche zu verschaffen. Wenn sie jetzt aufhörte, um ihn in den Ort zu fahren oder ein Telefon ausfindig zu machen, würde er sterben. Doch wenn sie hier allein ihre Kräfte erschöpfte, musste er ebenfalls sterben.

Atme!

Er atmete nicht. Sein Herz schlug nicht. Sein Mund war so stinzig wie der Rachen eines Leichnams. Es war aussichtslos.

Linden gab nicht auf.

All die Düsternis ihres gesamten Lebens ballte sich nun in ihr zusammen. Zu viele Jahre hindurch hatte sie gelernt, dem Tod die Stirn zu bieten; sie konnte jetzt nicht kapitulieren. Um ihren Vater zu retten, war sie zu jung, zu schwach und zu unwissend gewesen, ihre Mutter hatte nicht gerettet werden können; nun jedoch, da sie wusste, was sich tun ließ und wie man es machte, weigerte sie sich nachzugeben, weigerte sich, mit dem Makel des Scheiterns zu leben.

Dunkle Flecken tanzten durch ihr Blickfeld; die Luft schien ihr feucht und dünn. Ihre Arme fühlten sich wie Blei an; ihre Lungen bäumten sich jedes Mal auf, wenn sie dem Alten Atem in die Kehle stieß. Er lag leblos da. Tränen hilflosen Zorns rannen heiß Lindens Wangen hinab. Dennoch ließ sie nicht locker.

Sie befand sich nur noch halb bei Besinnung, als plötzlich ein Zittern den Greis durchlief und er mit einem heiseren Laut nach Luft schnappte.

In derselben Sekunde brach Lindens Willenskraft. Blut schoss ihr in den Kopf. Sie spürte nicht, wie sie zur Seite sank.

Als sie wieder zu sich kam und es ihr gelang, den Kopf zu heben, lag Qual in ihrem Blick, und ihr Gesicht war ölig vom Schweiß. Der Alte ragte hoch über ihr auf. Seine Augen betrachteten sie; ihr tie-

fes Blau schien sie zu umfassen wie eine mitleidige Hand. Er sah unvorstellbar groß und kerngesund aus; schon seine Haltung schien leugnen zu wollen, er sei jemals dem Tode nahe gewesen. Sanft fasste er sie an der Schulter und half ihr auf die Beine. Als er seine Arme um sie legte, sackte sie gegen ihn, außerstande, sich der Umarmung zu widersetzen.

»Ach, meine Tochter, hab keine Furcht.« Seine Stimme klang rau, voll Sanftmut und Mitgefühl. »Du wirst nicht scheitern, ganz gleich, wie sehr er dich bedrängen mag. Es gibt auch Liebe in der Welt.« Dann gab er sie frei und trat zurück. Seine Augen wurden zu Geboten. »Bleib getreu!«

Benommen sah sie ihm nach, als er sich abwandte und über das Feld entfernte. Für einen Moment streiften Gänsestiele und wilder Senf sein Gewand. Sie vermochte ihn durch die Verschwommenheit ihrer Sicht kaum noch zu erkennen. Ein leichter Wind, der nach Moschus roch, rührte an sein Haar, ließ es im Lichtschein des Sonnenuntergangs wie einen Kranz um sein Haupt erstrahlen. Dann tauchte er ein in den Dunst, der über den Feldern hing, und war verschwunden.

Linden wollte ihm etwas nachrufen, doch die Erinnerung an seine Augen hielt sie zurück.

Bleib getreu!

Tief in ihrem Inneren erbebte ihr Herz.

2

Etwas Zerbrochenes

Kurz darauf erfasste das Zittern auch Lindens Glieder. Ihre Haut brannte, als wären die Strahlen der Sonne allein auf sie fokussiert. Die Muskeln ihres Unterleibs zogen sich zusammen.

Der Greis war verschwunden. Er hatte seine Arme um sie gelegt, als habe er ein Recht dazu, und dann war er verschwunden.

Verzweifelt kämpfte sie gegen die aufsteigende Übelkeit an. Dann aber fiel ihr Blick auf die Stelle, wo der Alte im Staub gelegen hatte. Dort sah sie die gebrauchte Spritze, den zum Sterilisieren ver-

wendeten Tupfer, die leere Ampulle. In der staubigen Erde war deutlich der schwache Abdruck eines Körpers zu erkennen.

Sie zitterte, und langsam fiel die Spannung von ihr ab.

Also war er wirklich da gewesen. Er hatte sich nur scheinbar so spurlos aufgelöst. Ihre Augen hatten ihr einen Streich gespielt.

Aufmerksam suchte sie die Umgebung nach ihm ab. Er sollte jetzt nicht einfach herumlaufen; er bedurfte Fürsorge, ärztlicher Beobachtung, bis er sich stabilisiert hatte. Doch so sehr sie auch das Feld mit den Augen absuchte, sie fand ihn nicht. Die sonderbare Befangenheit, die sich ihrer bemächtigt hatte, ignorierend, stapfte sie durch den wilden Senf in die Richtung, in die er verschwunden war. Aber als sie die Stelle erreichte, an der sie ihn zuletzt gesehen hatte, fand sie dort nichts und niemanden.

Entgeistert kehrte sie zum Feldweg zurück. Es behagte ihr nicht, ihn sich selbst überlassen zu müssen; doch anscheinend hatte sie keine Wahl. Leise vor sich hin murmelnd holte sie ihre Arzttasche.

Sie stopfte die Spritze und Verpackung in eines der Plastiktütchen, die sie für diesen Zweck stets dabei hatte, und kehrte dann zum Auto zurück. Als sie auf dem Fahrersitz Platz nahm, umfasste sie das Lenkrad fest mit beiden Händen, als könne sie Halt an der Greifbarkeit des festen Leders finden.

Für einen Augenblick überlegte sie, was sie überhaupt auf der Haven-Farm wollte, bis das Taschenbuch auf dem Beifahrersitz ihre Aufmerksamkeit erregte.

Ach, verdammt!

Sie fühlte sich völlig außerstande, jetzt bei Thomas Covenant vorzusprechen.

Für einen Moment überlegte sie, das Versprechen, das sie Benford gegeben hatte, in den Wind zu schlagen, doch als sie den Motor gestartet hatte und das Auto wenden wollte, kamen ihr die eindringlichen Augen des Greises wieder in den Sinn. Er würde das Brechen ihres Versprechens missbilligen, das wusste sie. Und sie hatte ihn gerettet, hatte sich selbst ein Exempel gesetzt, das wichtiger war als alle Furcht vor Schwierigkeiten oder Kränkungen. Entschlossen steuerte sie die Limousine über den Feldweg auf das weiße Fachwerkhaus zu. Hinter ihr vermischte sich der Staub, den die Räder aufwirbelten, mit dem Sonnenuntergang.

Das Abendlicht tauchte das Haus in ein flammendes Rot, als befände es sich mitten in einer Metamorphose. Als sie den Wagen geparkt hatte, musste sie erneut ihren Widerwillen zurückdrängen. Sie wollte nichts mit Thomas Covenant zu schaffen haben – nicht etwa, weil es sich bei ihm um einen Leprakranken handelte, sondern weil er Unbekanntes und Bedrohliches verkörperte, weil er so außergewöhnlich zu sein schien, dass selbst Doktor Berenford ihn fürchtete.

Und doch: Ihre Entscheidung war längst gefallen. Sie nahm das Buch, stieg aus dem Auto und schritt zur Vordertür des Hauses. Mit etwas Glück würde sie wieder nach Hause zurückkehren können, ehe die vollständige Dunkelheit hereingebrochen war.

Kurz fuhr sie sich durch das zerzauste Haar, dann klopfte sie an. Im Haus blieb es still.

Linden versteifte sich. Müdigkeit und Verlegenheit machten ihr die Arme so schwer, als könnte sie sie nicht mehr anheben. Sie musste die Zähne zusammenbeißen, bevor sie es über sich brachte, noch einmal zu klopfen.

Urpötzlich vernahm sie von drinnen Schritte. Jemand stapfte durch das Haus auf sie zu, und schon in dem Klang der Schritte lag Verärgerung.

Die Haustür öffnete sich mit einem Ruck, und vor ihr stand ein hagerer Mann um die vierzig in einer alten Jeans und T-Shirt, etliche Zentimeter größer als sie. Sein Gesicht war bemerkenswert; der Mund wie in Stein gemeißelt; angestaute Mühsal furchte die Wangen; seine Augen waren wie Kohlen, denen nur ein Funke zu fehlen schien, um zu erglühen. Das Haar über seiner Stirn war grau, als hätten ihn die eigenen Gedanken altern lassen und nicht die Zeit.

Er wirkte erschöpft. Beiläufig bemerkte sie die Rötung seiner Augen und Lider, seine fahle Haut, die zittrige Abgehacktheit seiner Bewegungen. Entweder war er krank oder stand unter extremem Stress.

Linden öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber dazu kam sie gar nicht. Der Mann betrachtete sie nur den Bruchteil einer Sekunde, dann blaffte er: »Gottverdammte, wenn ich Gäste aufnehmen wollte, würde ich ja wohl ein Schild aufstellen!« Damit knallte er ihr die Tür vor der Nase zu.

Sie zwinkerte verdutzt, und während sich hinter ihr die abendliche Dämmerung vertiefte, schlug ihre Unsicherheit in Wut um. Da schlug sie so kräftig gegen die Tür, dass das Holz in seinem Rahmen ratterte.

Fast sofort kam er zurück. Seine Stimme klang schneidend. »Vielleicht verstehen Sie kein Englisch. Ich ...«

Sie begegnete seinem wütenden Blick mit einem beißenden Lächeln. »Müssen Sie als Aussätziger kein Glöckchen läuten oder so etwas?«

Er hielt inne. Seine Lider verengten sich, als er sie zum zweiten Mal betrachtete. Nun sprach er langsamer, als versuchte er, die Gefahr einzuschätzen, die von ihr ausging. »Wenn Sie Bescheid wissen, muss ich Sie ja nicht mehr warnen.«

Sie nickte. »Mein Name ist Linden Avery. Ich bin Ärztin.«

»Und Sie fürchten sich nicht vor Leprakranken.«

Aus seinen Worten triefte der Hohn; doch sie ließ sich nicht einschüchtern. »Würde ich mich vor Kranken fürchten, wäre ich nicht Ärztin geworden.«

In seinen Augen glommen Zweifel auf. »Ich brauche keinen Arzt«, erwiderte er knapp und machte Anstalten, die Tür erneut zu schließen.

»Also sind in Wahrheit Sie es«, sagte sie schroff, »der sich fürchtet.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Was wünschen Sie, Doktor?«, fragte er langsam und platzierte jedes Wort wie einen Dolchstoß.

Zu ihrem Verdruss verunsicherte sie seine beherrschte Vehemenz. Das zweite Mal während dieses Sonnenuntergangs ruhten Augen auf ihr, deren Blick zu durchdringend für sie war. Sein Blick beschämte sie. Das Buch, den Vorwand ihres Besuches, hielt sie noch immer hinter ihrem Rücken verborgen. Die Lüge, die Berenford ihr aufzutischen geraten hatte, auszusprechen, brachte sie nicht über sich, und eine andere Antwort hatte sie nicht. Dass Covenant Hilfe brauchte, war deutlich zu sehen. Aber was sollte sie tun, wenn er nicht um Hilfe bat?

Dann aber hatte sie eine Idee. Noch ehe sie diese infrage stellen konnte, sagte sie: »Der alte Mann sagte mir ›Bleib getreu.««

Covenants Reaktion verblüffte sie. In seinen Augen glommen

Überraschung und Furcht auf. Seine Schultern zuckten; das Kinn fiel herab. Dann hatte er urplötzlich die Haustür hinter sich geschlossen. Nun stand er unmittelbar vor ihr, das Gesicht in hitziger Erregung nach vorn geschoben. »Welcher alte Mann?«

Sie hielt seinem Blick stand. »Ich habe ihn draußen an der Abzweigung zu Ihrer Zufahrt getroffen ... einen alten Mann in ockerfarbenem Gewand. Kaum hatte ich ihn gesehen, erlitt er einen Herzanfall.« Für einen Augenblick berührte die kalte Hand des Zweifels ihr Inneres. Würde Covenant ihr glauben? Klang die Fortsetzung ihrer Geschichte bei Licht betrachtet nicht ziemlich unglaubwürdig? Der Alte hatte sich viel zu schnell erholt. War es denkbar, dass er ihr bloß Theater vorgespielt hatte? Ausgeschlossen! Sein Herz hatte stillgestanden. »Ich habe mich sehr anstrengen müssen, um ihn durchzubringen. Und dann ist er einfach weggegangen.«

Covenants Feindseligkeit schwand. Sein Blick haftete nun an ihr, als wäre er ein Ertrinkender, die Hände ausgestreckt. Erst jetzt bemerkte Linden, dass seiner rechten Hand die beiden äußeren Finger fehlten. Am Mittelfinger der Rechten Hand trug er einen Ehering aus Weißgold. Seine Stimme ähnelte einem schmerzhaften Krächzen. »Er ist fort?«

»Ja.«

»Ein alter Mann in einem ockerfarbenen Gewand?«

»Ja.«

»Sie haben ihm das Leben gerettet?« Seine Gesichtszüge entglitten in abendliches Dunkel, als die Sonne am Horizont versank.

»Ja.«

»Was hat er zu Ihnen gesagt?«

»Das habe ich Ihnen doch schon genau erzählt.« Die Ungewissheit der Situation machte sie ungeduldig. »Bleib getreu!« hat er gesagt.«

»Das hat er zu Ihnen gesagt?«

»Ja.«

Covenants Blick löste sich von ihrem Gesicht. »Hölle und Verdammnis!« Er sackte in sich zusammen, als wäre ihm eine unmenschliche Last aufgebürdet worden. »Haben Sie Erbarmen mit mir. Ich kann es nicht ertragen.« Er wandte sich ab, schlurfte zur Haustür, öffnete sie. Dort blieb er stehen. »Weshalb Sie?«

Dann betrat er das Haus, die Tür schwang zu, und Linden stand allein und verwaist in der Dunkelheit.

Sie regte sich nicht, bis der Drang, überhaupt irgendetwas zu tun, irgendwie zu handeln, um ihre Vertrautheit mit der Welt wiederherzustellen, sie bewog, zum Wagen zu gehen. Sobald sie wie gelähmt hinterm Lenkrad saß, versuchte sie nachzudenken.

Weshalb Sie?

Was für eine Art von Fragestellung sollte das sein? Sie war Ärztin, und der Alte hatte ärztlichen Beistand benötigt. Das war doch wirklich ganz einfach. Was hatte Covenant gemeint?

Aber *Bleib getreu* war nicht alles, was der Greis gesagt hatte. *Du wirst nicht scheitern*, waren seine Worte gewesen, *wie arg er dich auch bedrängen mag*.

Er? War das auf Covenant gemünzt gewesen? Hatte der Alte sie vor irgendetwas warnen wollen? Oder bestand irgendein anderer Zusammenhang zwischen ihm und dem Schriftsteller? Was hatten die beiden miteinander zu schaffen? Oder mit ihr?

Niemand konnte einen Herzstillstand vortäuschen!

Entschieden zügelte sie ihre verworrenen Gedankengänge. Die gesamte Situation ergab keinen Sinn. Was sich aber mit Sicherheit festhalten ließ war, dass Covenant den Alten anhand ihrer Beschreibung gleich gekannt hatte. Und dass es um Covenants geistiges Gleichgewicht eindeutig nicht zum Besten bestellt war.

Sie packte das Lenkrad fester und warf den Wagen an, um zu wenden. Dass Covenant ein sehr ernstes Problem plagte, war ihr nun klar; umso mehr ärgerte sie sich über Doktor Berenfords Weigerung, ihr reinen Wein einzuschenken. Im Zwielflicht der Dämmerung konnte sie den Weg nunmehr kaum noch erkennen; daher stellte sie die Scheinwerfer an.

Ein Schrei, so grell wie das Klirren zerbrochenen Glases, übertönte das Brummen ihres Motors und ließ sie innehalten. Wie scharfe Scherben drangen die Laute in sie ein. Es war der Schrei einer Frau, voll von Schmerz oder Wahn.

Und er kam direkt aus Covenants Haus.

Sekunden später stand Linden neben dem Wagen und lauschte, doch der Schrei wiederholte sich nicht. Aus einigen Fenstern des Hauses drang Licht; doch sich bewegende Schatten hinter den Vor-

hängen sah sie nicht, und zumindest akustisch deutete nichts auf Gewaltanwendung hin. Linden wartete, lauschte hinaus in die Weite. Doch die Dunkelheit hielt den Atem an; es blieb still.

Sie zögerte. Sollte sie erneut klingeln und Covenant zwingen, ihr Rede und Antwort zu stehen oder einfach abfahren? Sie hatte seine Feindseligkeit gespürt. Welches Recht hatte sie ...? Jedes Recht, falls er eine Frau misshandelte. Aber wie könnte sie Gewissheit erlangen? Doktor Berenford hatte von einem medizinischen Problem gesprochen.

Doktor Berenford ...

Fluchend sprang sie wieder ins Auto, trat fest auf das Gaspedal und brauste in einer Staubwolke davon.

Zwei Minuten später hatte sie erneut den Ort erreicht und musste das Tempo drosseln, um nach den Straßenschildern Ausschau halten zu können.

Als sie vor dem Haus des Chefarztes eintraf, konnte sie gegen den dunklen Abendhimmel nur den Umriss des Gebäudes sehen. Die vordere Fassade wirkte abweisend finster, als wäre auch dies eine Stätte, an der es Geheimnisse zu hüten gab. Aber sie zögerte nicht, stieg die Stufen hinauf und rüttelte am Eingangstor. Dahinter erstreckte sich eine vergitterte Veranda, die eine neutrale Zone zwischen Wohnhaus und der Außenwelt zu bilden schien. Auf der Veranda gingen nun Laternen an, Berenford öffnete die innere Tür, schloss sie hinter sich und kam, um Linden einzulassen.

Er lächelte zur Begrüßung, mied jedoch ihren Blick, als gäbe es einen Anlass zu Befürchtungen.

»Doktor Berenford.« Ihre Stimme klang wie ein Peitschenhieb.

»Bitte!« Er hob die Hände und senkte sie wieder, als wolle er sie beruhigen. »Julius.«

»Doktor Berenford.« Sie war sich nicht sicher, ob ihr an der Freundschaft dieses Mannes lag. »Wer ist sie?«

Sein Blick wanderte unstedt über die Veranda. »Sie?«

»Die Frau, die ich in seinem Haus habe schreien hören.«

Berenford wich ihrem Blick noch immer aus. »Er hat Ihnen also nichts verraten«, sagte er mit leiser, matter Stimme.

»Richtig.«

Berenford überlegte einen Moment, dann winkte er Linden in

Richtung der beiden Schaukelstühle am Rande der Veranda. »Bitte, nehmen Sie Platz. Hier draußen ist es kühler. Diese absonderliche Hitzewelle kann ja wohl nicht ewig dauern.« Offenbar versuchte er, das Thema zu wechseln.

»Doktor!«, fuhr sie ihn an. »Er quält diese Frau!«

»Nein, keineswegs!«, entgegnete er fest. »Schlagen Sie sich das unverzüglich aus dem Kopf! Er tut für sie, was er nur kann. Was es auch ist, das sie quält, er ist es nicht.«

Linden suchte in seinem Gesicht nach einer Lüge, fand aber nur Aufrichtigkeit und kam zu dem Entschluss, dass er Thomas Covenants Freund war, mochte er nun der ihre sein oder nicht. »Dann erzählen Sie mal«, forderte sie in sachlichem Tonfall.

Langsam wechselte sein Mienenspiel und fand zu der ihm eigenen Ironie zurück. »Möchten Sie sich nicht setzen?«

Brüsk wandte sie sich ab, ging auf einen der Schaukelstühle zu und setzte sich. Berenford schaltete die Laternen aus, und die Veranda versank in Finsternis.

»Im Dunkeln kann ich besser denken.«

Noch ehe sich Lindens Augen der Veränderung angepasst hatten, hörte sie den anderen Schaukelstuhl an ihrer Seite quietschen, als auch er sich setzte.

Eine Zeit lang blieben das gedämpfte Klagen seines Schaukelstuhls und das Zirpen der Grillen die einzigen Geräusche.

»Einige Dinge werde ich Ihnen nicht sagen«, begann er schließlich. »Zum Teil, weil ich es nicht kann, und teilweise, weil es nicht geht. Aber Sie haben sich engagiert, und ich bin Ihnen einige Auskünfte schuldig.«

Danach sprach er weiter, nur eine Stimme in der Nacht; und sie lauschte ihm angespannt, wie sie sich auf Patienten, die Symptome beschrieben, zu konzentrieren pflegte. Ein Teil von ihr aber beschäftigte sich noch immer mit jenem hageren, ungestümen Mann, der sie mit einer Mischung aus Staunen und Schmerz gefragt hatte: *Weshalb Sie?*

»Vor elf Jahren hatte Thomas Covenant es zu seinem ersten Bestseller gebracht, hatte eine reizende Frau namens Joan und einen kleinen Sohn, Roger. Den Roman hasst er heute, nennt ihn unreif; aber die Frau und das Kind liebt er noch immer. Oder glaubt es zu-

mindest. Ich persönlich bezweifle es. Treue ist ihm wichtig. Was er Liebe nennt, würde ich als Sucht nach dem eigenen Leid bezeichnen. Vor elf Jahren jedenfalls stellte sich eine Infektion an seiner rechten Hand als Lepra heraus. Zwei Finger mussten ihm amputiert werden. Er wurde ins Leprosorium in Louisiana eingewiesen, und seine Frau hat die Scheidung eingereicht, weil Roger nicht Seite an Seite mit einem Leprakranken aufwachsen sollte. Hört man Covenant heute reden, war ihre Entscheidung ganz und gar verständlich und einleuchtend, natürliche Sorge einer Mutter um ihr Kind. Meiner Ansicht nach redet er sich das nur ein. Ich glaube, dass blankes Entsetzen sie trieb, die Furcht davor, was die Hansen-Krankheit aus ihm – ganz zu schweigen von ihr und Roger – machen könnte. Sie ist praktisch geflohen.« Sein Tonfall verriet ein gleichzeitiges Achselzucken. »Aber das sind bloß Vermutungen. Tatsache ist, dass sie die Scheidung eingereicht und er sich damit einverstanden erklärt hat. Ein paar Monate darauf konnte seine Krankheit zum Stillstand gebracht werden, und er kehrte zur Haven-Farm zurück. Allein. Das war für ihn keine gute Zeit. Sämtliche Nachbarn zogen weg. Einige Leute in diesem hübschen Städtchen haben sogar versucht, ihn fortzuekeln. Ein paarmal musste er noch zu uns ins Krankenhaus, das zweite Mal war er halbtot...« Es klang, als zucke Berenford bei der Erinnerung daran zusammen. »Die Lepra war wieder akut geworden. Wir mussten ihn noch einmal ins Leprosorium einweisen. Als er dann wieder zurückkam, war alles anders. Allem Anschein nach hatte er sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Seit zehn Jahren ist er nun gesund. Vielleicht ein bisschen bitter – nicht gerade, was man leutselig nennen würde –, aber immerhin zugänglich, vernünftig und sogar mitfühlend. Jedes Jahr bezahlt er für einige unserer mittellosen Patienten die Rechnungen.« Der Chefarzt seufzte: »Wissen Sie, es ist merkwürdig. Dieselben Leute, die mich andauernd bekehren möchten, glauben offenbar, dass sie auch *ihm* das Heil bringen müssen. Er ist leprakrank und geht nicht in die Kirche, und obendrein hat er Geld. Einige unserer hiesigen Evangelisten betrachten das nahezu als Beleidigung des Allmächtigen.«

Die Ärztin Linden lauschte Berenfords Bericht und versuchte, Subjektives von Objektivem zu trennen, und doch schwebte noch

immer vor ihrem geistigen Auge in der Dunkelheit Covenants schmerzerfülltes Gesicht und gewann mit der Erzählung des Arztes mehr und mehr an Charakter. Die Falten von Einsamkeit und Verbitterung, seine Härte und Strenge schienen ihr einen Leidensgefährten zu offenbaren. War nicht auch sie vertraut mit Bitternis, Verlust und Einsamkeit?

Zugleich warfen Berenfords Worte neue Fragen auf. Was hatte Covenant Halt gegeben? Was ihn verändert? Wo hatte er Antworten gefunden, die ihn mit seinem Schicksal hatten versöhnen können? Und was war vor kurzem geschehen, das ihn seinen Halt wieder hatte verlieren lassen?

»Seitdem hat er noch sieben Romane veröffentlicht«, erzählte Berenford weiter, »und an diesen kann man wirklich den Unterschied erkennen. Er hat einmal drei oder vier andere Manuskripte erwähnt, aber über diese weiß ich nichts Genaues. Sicher aber ist, dass man kaum glauben kann, dass sein Bestseller und die sieben später geschriebenen Bücher von demselben Mann stammen. Und in Bezug auf sein erstes Buch würde ich ihm durchaus recht geben: Plattes Geschreibsel ... oberflächliche Melodramatik. Aber die anderen ... Falls Sie die Gelegenheit finden, *Die Seele geb' ich für meine Schuld* zu lesen, werden Sie feststellen, dass er dahingehend argumentiert, Unschuld sei eine wunderbare Sache, nur wäre sie machtlos. Schuld ist Macht, sagt er. Alle tatkräftigen Menschen sind ihm zufolge schuldig, weil der Gebrauch von Macht zur Schuld führt, und ausschließlich Schuldige können wirksam handeln. Wirksam zum Guten, bitte ich zu beachten. Nur die Verdammten können erlöst werden.«

Linden rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Sie kannte zumindest eine Beziehung zwischen Schuld und Leistungsfähigkeit. Sie hatte gemordet, und sie war Ärztin geworden, weil sie gemordet hatte. Sie wusste, dass der Drang, ihre Schuld zu tilgen, Menschen wie sie zur Machtausübung trieben. Doch hatte sie nichts gefunden – weder Linderung noch Genugtuung –, das bestätigen könnte, dass Verdammte erlöst werden konnten. Vielleicht war Berenford von Covenant in die Irre geführt worden; vielleicht war er selbst wahnsinnig und verbarg sich lediglich raffiniert hinter einer Maske der Normalität. Oder er kannte etwas, von dem sie nichts wusste.

Irgendetwas, dessen sie bedurfte.

Und plötzlich hatte sie Angst. Auf einmal war sie sich überdeutlich der angebrochenen Nacht bewusst, der Streben in der Lehne des Schaukelstuhls, die ihren Rücken drückten, der Grillen. Sie wollte Covenant nicht wieder begegnen. Die Finsternis ängstigte sie, aber sie schob das Gefühl beiseite. Sie wollte die Art der Bedrohung zumindest verstehen können. Als Berenford schwieg, wiederholte sie nach einer Weile ihre anfängliche Frage.

»Wer ist die Frau?«

Er seufzte. Es blieb einige Minuten still, ehe er antwortete. »Seine Exfrau Joan.«

Linden zuckte zusammen. Diese Information lieferte ein ganzes Bündel von Erklärungen für Covenants abgezehrte, fiebrige Erscheinung. Doch sie genügte noch immer nicht. »Warum ist sie zu ihm zurückgekehrt? Was ist mit ihr?«

Berenford begann erneut, unruhig hin und her zu schaukeln. »Nun sind wir genau an dem Punkt, an dem wir heute Nachmittag begonnen haben. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich kann Ihnen nicht verraten, weshalb sie zurückgekommen ist, weil er es mir ausschließlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit erzählt hat. Sollte er recht haben ...« Seine Stimme sank herab, ehe er erneut ansetzte. »Ich kann Ihnen nicht sagen, was mit ihr los ist, weil ich es selbst nicht mit Sicherheit weiß.«

Sie starrte zu ihm herüber, ohne ihn in der Dunkelheit zu erkennen. »Und darum haben Sie mich darauf angesetzt.«

»Ja.« Seine Antwort klang wie ein Schuldgeständnis.

»Hier gibt es noch mehr Ärzte. Oder Sie könnten einen Spezialisten kommen lassen.« Plötzlich schnürte es ihr die Kehle zu; sie musste mühsam schlucken, bevor sie ihre nächste Frage stellen konnte. »Weshalb ich?«

»Na ja, ich nehme an ...« Er schluckte. »Ich könnte sagen, wegen Ihrer guten Ausbildung. Die Wahrheit aber ist: Ich dachte, Sie sind die richtige Person. Sie und Covenant, Sie könnten ... miteinander reden ... vorausgesetzt, Sie geben sich gegenseitig eine Chance.«

»Verstehe.«

Innerlich stöhnte sie auf. *Ist das alles so offensichtlich? Nach all dem, was ich getan habe, um es zu verbergen, merkt man es noch?*

Entschlossen stand sie auf. Alte Bitterkeit verlieh ihrer Stimme einen bissigen Klang. »Ich hoffe, Sie haben Spaß daran, den lieben Gott zu spielen.«

Er schwieg mehrere Minuten, ehe er ruhig entgegnete: »Wenn es das ist, was ich ... Nein, das ist nicht der Fall. Wenigstens sehe ich es nicht so. Ich weiß mir nur keinen Rat mehr. Deshalb habe ich Sie um Ihre Hilfe gebeten.«

Hilfe, schnaubte Linden innerlich. *Herrgott!* Doch sie schluckte ihre Wut herunter und schwieg. Erneut war es Berenford gelungen, an ihre empfindsame Stelle zu rühren, einmal mehr hatte er seinen Finger auf die Nerven gelegt, die ihr Handeln lenkten. Weil sie weder ihre Schwäche, ihren Verdruss noch ihren Mangel an freier Wahl eingestehen wollte, wandte sie sich zum Gehen. »Gute Nacht«, sagte sie ausdruckslos.

»Gute Nacht, Linden.« Er fragte nicht, was sie nun zu tun gedachte. Vielleicht wusste er es bereits. Oder es fehlte ihm an Mut.

Linden stieg ins Auto und fuhr zur Haven-Farm zurück.

Sie fuhr langsam, versuchte, sich bewusst zu werden, was sie erwartete. Gewiss, sie besaß nun keine Wahl mehr; doch das lag nicht an ihrer Hilflosigkeit. Der Grund war vielmehr, dass sie ihre Entscheidung bereits gefällt hatte – schon vor langem, nämlich als sie sich dazu entschlossen hatte, Ärztin zu werden. Freiwillig hatte sie sich dafür entschieden, so zu sein, wie sie jetzt war; wenn einige Folgeerscheinungen ihrer Entscheidung ihr heute Qualen verursachten – nun, die ganze Welt war voller Qual. Und sie verdiente jedweden Schmerz, den das Leben ihr zuzufügen gedachte.

Erst als sie den Feldweg erreichte, fiel ihr auf, dass sie völlig vergessen hatte, Berenford nach dem alten Mann zu fragen.

In Covenants Haus brannte Licht. Obschon das Anwesen vor dem dunklen Hintergrund aus Bäumen schimmerte, schien es, als würde sein Licht schon bald von Wald und Nacht verschlungen werden. Der Mond verstärkte diesen Eindruck noch; sein nahezu volles Rund verwandelte das Feld in einen See aus Silber, gespenstisch und tief, doch der silberne Widerschein erreichte das Haus nicht. Die Luft war kühl, und Linden fröstelte. Sie umklammerte das Lenkrad fester, und ihre Sinne waren bis zum Äußersten angespannt, als stünde ihr etwas Schreckliches bevor.

Zwanzig Meter vor dem Haus bremste sie und parkte den Wagen dort, sodass er sich im offenen Mondschein befand.

Bleib getreu.

Sie wusste nicht, wie ihr dies gelingen sollte.

Die Annäherung des Scheinwerferlichts musste Covenant gewarnt haben. Als sich Linden der Haustür näherte, ging vor dem Haus eine Laterne an. Covenant kam heraus und trat ihr hoch aufgerichtet entgegen, schien sie eher zurücktreiben als begrüßen zu wollen. Sein Gesicht lag im Dunkeln.

»Doktor Avery ...« Seine Stimme kratzte wie eine Säge, die durch morsches Holz fährt. »Gehen Sie.«

»Nein.« Ihr Atem raste, und sie stieß jedes Wort einzeln hervor. »Nicht, bevor ich sie gesehen habe.«

»Sie?«

»Ihre Exfrau.«

Er schwieg, dann aber platzte es aus ihm heraus. »Was hat der Lump Ihnen sonst noch erzählt?«

Sie achtete nicht auf seinen Zorn. »Dass Sie Hilfe benötigen.«

Seine Schultern wölbten sich, als hielte er mit aller Macht seine Emotionen zurück. »Er irrt sich. Ich brauche keine Hilfe. Ich brauche Sie nicht. Gehen Sie!«

»Nein.« Linden gab nicht nach. »Er hat vollkommen recht. Sie stehen am Rande der Erschöpfung. Es ist zu anstrengend für Sie, sich ganz allein um sie zu kümmern. Ich kann Ihnen helfen.«

»Können Sie nicht«, widersprach er gedämpft, aber voller Nachdruck. »Sie braucht keinen Arzt. Sie braucht Ruhe.«

»Das glaube ich erst, wenn ich mich davon überzeugt habe.«

Sein ganzer Körper verspannte sich, als ob sie Anstalten machte, an ihm vorbei ins Haus zu gehen. »Sie benehmen sich aufdringlich. Wenn Sie jetzt nicht endlich gehen, verständige ich den Sheriff.«

Zu sehen, wie er sie zum Eindringling degradierte, machte Linden wütend. »Gottverdammte«, brauste sie auf, »wovor fürchten Sie sich eigentlich?«

»Vor Ihnen.« Seine Stimme klang unheilvoll und kalt.

»Vor mir? Sie kennen mich doch gar nicht.«

»Und Sie kennen mich nicht. Sie wissen nicht einmal, was hier

vorgeht. Sie würden es auch nicht begreifen. Und Sie sind nicht aus freiem Willen hier.« Jedes seiner Worte war kalt wie der Stahl einer Klinge. »Berenford hat Ihnen das aufgedrängt. Und der Alte ...« Er schluckte. »Sie haben ihn gerettet, aber er hat Sie auserwählt«, blaffte er dann, »und Sie haben nicht die geringste Ahnung, was das *bedeutet*. Sie haben nicht einmal die leiseste Vorstellung, zu was er Sie auserwählt hat. Zur Hölle, ich habe nicht die Absicht, dafür geradezustehen! Gehen Sie!«

»Was hat das mit Ihnen zu tun?« Sie versuchte, seinen Äußerungen einen Sinn abzugewinnen. »Wieso kommen Sie darauf, dass dieser Vorfall in einem Zusammenhang mit Ihnen steht?«

»Weil ich Bescheid weiß.«

»Über was wissen Sie Bescheid?« Linden weigerte sich, seine Herablassung hinzunehmen. »Was ist an Ihnen so außergewöhnlich? Die Lepra? Glauben Sie, dass Sie leprakrank sind, gibt Ihnen ein besonderes Vorrecht auf Einsamkeit und Leid? Seien Sie nicht so überheblich. Auf der Welt haben noch mehr Menschen zu leiden, und man braucht kein Leprakranker zu sein, um für sie Verständnis aufzubringen. Was ist denn so gottverdammtes Besonderes an Ihnen?«

Lindens Zorn mäßigte Covenant. Noch immer ließ sich seine Miene nicht erkennen; doch es hatte den Anschein, als überdenke er ihre Worte. »Durchaus nichts«, erwiderte er einen Moment später ruhig. »Aber ich stecke in dieser Sache drin, und Sie nicht. Ich weiß, um was es geht. Sie dagegen nicht. Man kann es nicht erklären. Sie wissen nicht, was Sie tun.«

»Dann sagen Sie es mir. Erklären Sie es mir, damit ich die richtige Entscheidung treffen kann.«

»Doktor Avery.« Seine Stimme klang nun rau und heiser. »Es kann sein, dass Leiden keine private Angelegenheit ist. Es mag sein, dass Krankheit und Not öffentliche Belange sind. Aber diese Sache ist privat.«

Die Eindringlichkeit seiner Worte ließ sie verstummen. Inseheim musste sie sich eingestehen, dass sie keine Möglichkeit fand, ihn zu fassen zu bekommen. Er wusste mehr als sie – hatte mehr durchgemacht, mehr Erfahrungen erworben, im Leben mehr dazugelernt. Dennoch konnte sie nicht aufgeben. Sie musste eine Erklärung haben.

Die Nachtluft war dunstig und feucht, weit über ihr blinkten matt die Sterne. Weil Linden sich keinen anderen Rat mehr wusste, entschied sie sich, ehrlich zu sein. »Bleib getreu« ist nicht das Einzige, was der Alte gesagt hat.«

Covenant prallte regelrecht zurück. Sie schwieg, bis er leise hervorpresste: »Was denn noch?«

»Hab keine Furcht«, hat er außerdem gesagt. »Du wirst nicht scheitern, wie sehr er dich auch bedrängen mag.« Sie hielt inne. Die restlichen Worte des Alten wollte sie nicht aussprechen. Covenants Schultern bebten, und Linden setzte nach: »Wen hat er gemeint? Sie?«

Covenant antwortete nicht. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Oder hat er von jemand anderem gesprochen? Hat irgendjemand Joan etwas angetan?«

Ein Laut des Schmerzes glitt wie eine Scherbe über Covenants Lippen, ehe er sich wieder beherrschen und sie zusammenpressen konnte.

»Oder soll irgendetwas mit mir geschehen? Was gehe ich den Alten überhaupt an? Warum haben Sie gesagt, ich wäre von ihm ›ausgewählt‹ worden?«

»Er benutzt Sie für seine Zwecke.« Covenants Stimme klang dumpf zwischen seinen Händen hervor, doch dann bekam er sich wieder in die Gewalt. Als er die Arme sinken ließ, war sein Tonfall matt, seine Stimme schwach wie zusammengesunkene Asche. »Er ist genauso wie Berenford. Er glaubt, ich brauche Hilfe. Ich könnte es diesmal allein nicht schaffen, meint er.« Auch wenn die Worte verbittert klangen, blieb seine Stimme tonlos und erschöpft. »Der einzige Unterschied ist, dass er weiß ... was ich weiß.«

»Dann verraten Sie es mir«, drängte Linden. »Geben Sie mir zumindest die Chance, zu verstehen.«

Unter Aufbietung aller Willenskraft straffte sich Covenant; kerzengerade hob sich seine Silhouette gegen das Hell des Hauses ab. »Nein. Vielleicht kann ich Sie nicht zurückhalten, aber ich muss nicht auch noch nachhelfen. Ich werde nichts dazu beitragen. Wenn es sich nicht vermeiden lässt, dass Sie in dieser Geschichte aktiv werden, müssen Sie sich überlegen, wie Sie es ohne mich tun.«

Kurz verstummte er, dann aber brach noch einmal die Wut hervor. »Und richten Sie diesem Halunken Berenford aus, er soll mir zur Abwechslung einmal vertrauen!«

Sie wollte widersprechen. *Warum sollte er?*, wollte sie schreien. Sie trauen ja auch niemandem! Doch als sie gerade die Lungen mit Luft füllte, um ihm den Vorwurf entgegenzuschleudern, durchstach ein Schrei die Nachtluft.

Ein wüster, ein grässlicher Schrei; der Schrei einer Frau. Derart umfassendes Grauen lag in ihm, dass es Linden unmöglich erschien, dass die Person, die ihn ausstieß, noch bei Verstand sein konnte. Wie ein Gellen aus dem Herzen der Nacht schrillte er in ihren Ohren.

Noch ehe er verhallte, war Linden an Covenant vorbei zur Haustür gelaufen.

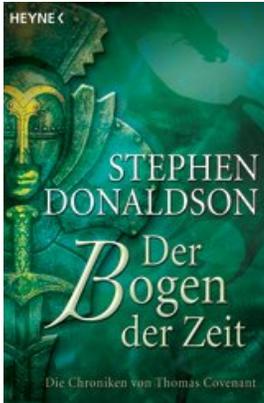
Er packte sie am Arm; doch sie schüttelte ihn ab. »Ich bin Ärztin.« Sie ließ ihm keine Zeit für Erlaubnis oder Verbot, riss die Tür auf und betrat das Haus.

Sie stand nun im Wohnzimmer. Trotz der Teppiche und Bücherregale wirkte es kahl; ohne Bilder und bar jeder Dekoration. Ein gepolstertes, langes Sofa und der dazu gehörige Kaffeetisch standen in der Mitte des Raumes, wie um den sie umgebenden Platz begehbar zu machen.

Linden durchquerte den Raum, hastete einen kurzen Gang entlang bis in die Küche. Auch dort beanspruchten nur ein Tisch und zwei Stühle mit senkrechten Rückenlehnen den Mittelpunkt des Raumes. Sie eilte weiter, in einen weiteren Korridor, sein Bad, sein Schlafzimmer, bis sie am Ende des Korridors eine weitere Tür erreichte. Sie war geschlossen. Covenant folgte ihr, und als Linden nach dem Türkopf greifen wollte, umklammerte er ihr Handgelenk. »Hören Sie zu.« In seiner Stimme schwangen Eindringlichkeit, Besorgnis, und noch etwas anderes, doch Linden hörte ihm kaum zu. Dennoch sprach er weiter. »Sie müssen verstehen. Es gibt nur einen Weg, einen Menschen zu verletzen, der bereits alles verloren hat. Man gibt ihm etwas zerbrochen zurück.«

Linden umfasste den Türkopf mit ihrer freien Hand. Covenant ließ sie gewähren, und sie trat ein.

Alle Lichter waren eingeschaltet.



Stephen Donaldson

Der Bogen der Zeit

Die Chroniken von Thomas Covenant Bd. 2

eBook

ISBN: 978-3-641-17446-0

Heyne

Erscheinungstermin: April 2015

Das Abenteuer geht weiter! Der „Bogen der Zeit“, der zweite Teil von Stephen Donaldsons großem Epos, versammelt erstmals die Covenant-Romane „Das verwundete Land“, „Der einsame Baum“ und „Der Ring der Kraft“ in vollständig überarbeiteter Neuauflage.